

Der Kandidat der Poesie

Autor(en): **Persich, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peregrina.

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschützt;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen nehet sie der Füße Wunden.
Ach, Peregrinen hab' ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Blut,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Mut
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War's möglich, solche Schönheit zu verlassen?
— So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! O weh! Was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab und kehrt mir nie zurück.

Eduard Mörike.

Der Kandidat der Poesie.

Von Walter Persich.

Das waren tolle Jungen, die im Herbst des Jahres 1822 im geruhigen „Stift“ der ehrwürdigen Universität Tübingen zusammentrafen! — Mancher hochaufgeschossen, unausgeglichen hager, mancher schon mit einer Andeutung jener behäbigen Rundlichkeit, die dermaleinst das äußere Zeichen der inneren Würde eines Pfarrers werden sollte — aber alle waren sie jung, schäumend, drängend, furchtlos vor den Fragen nach der Unendlichkeit, erfüllt von der ewigen Menschensehnsucht nach dem Schönen und Verklärenden!

Und wie nun die Menschen Schönes und Verklärendes auf den verschiedensten und verschlungensten Wegen zu suchen pflegen, wie nun der eine es nur im orgeldurchdröhnten Gotteshaus zu finden vermag, und jener eine kleine Anemone auf sonntäglichem Feld pflückt und ihm ihr Blütenstern das Wunder der Schöpfung offenbart, so war es auch bei diesen angehenden Kandidaten der Gottesgelahrtheit.

Nicht geleugnet werden kann, daß auch in diesem Jahrgang der frischgebackenen Stiftsjünger dieser und jener in verstaubten Folianten die großen Verkündungen von Leben und Wiedergeburt suchte — doch Waiblinger hatte anderes im Kopf, dieser brausende, kühne, genialische Jüngling mit seinem heiligen Trotz! In Jamben und Trochäen formte er seiner Seele Überschwang, daß dem stilleren Mörike manchenmal Angst wurde um die kleinen und stillen, feingemalten Liebhabereien in Versen, an denen sein hoffnungsvolles Herz hing. Waiblinger, der kühne Dichter! Gleichgültig war ihm, was die Professoren und würdigen Herren lehrten. „Leben!“ rief er in der heimlichen Zechrunde der Kandidaten. „Leben! Das wollen wir uns nicht verstauben und entsonnen lassen! Wir wollen es packen, wir wollen lieben! Wir wollen den Nektar aller Seligkeiten von gewölbten Mädchenlippen

trinken! Pulsende Herzen sollen schlagen an unseren Herzen, und alle Bücher mögen den Mäuserischen als Heimstatt dienen — wir rühren sie nicht an! Wir schaffen uns unsere eigene Welt — eine Insel der Seligkeit, umgeben von den Millionenheeren der Philister — eine unnehmbare Festung der Poesie, des Geistes, der großen, göttlichen Trunkenheiten!“

Manchem der im Tabaksdunst rund um die flackernde Kerze in Waiblingers Gartenhaus sitzenden bleichwangigen Kandidaten mag ein Schauer ob so heidnischen Worte über den mageren Rücken gerieselst sein. Ja, es war wieder mal ein toller Abend, fernab vom Betrieb der alma mater — Eduard Mörike, der stillste Gast in diesen Zechrunden, vernahm nur die Sehnsucht nach dem Schönen aus der schäumenden Rede. Er lächelte leicht vor sich hin und erhob sich. Er rötend zog er ein Papier aus dem schwarzen Rock, die Runde schwieg und blickte zu ihm auf, und Waiblinger machte sein spöttisches Gesicht. Dieser kleine Mörike! dachte er wohl wieder. Er übt sich im Dichten . . . doch er wird es von mir noch lernen!

Dann, als das Schweigen auch die Kerze stille brennen ließ, hob die warme Stimme des jungen Menschen Worte aus dem Schrein seiner verträumten Poeterei, wie sie niemand noch vernommen:

Du bist Orplid, mein Land . . .

Stand nicht sogar der Atem den jungen Kerlen still? Mörike hatte schon lange geendet, und noch immer wie eine ferne, im Herbstwald schwingende Glocke schien nachzuklingen, was er gesprochen. Jetzt sprang Waiblinger auf, fiel ihm um den Hals, küßte ihm enthusiastisch die Stirn.

„Eduard — das waren Musenworte! Du bist Orplid, mein Land — herrlich! Die blaue Blume ist verblüht, und jetzt haben wir Boden

unter den Füßen, haben wir eine Idee zu verteidigen: Du bist Orplid, mein Land! Dies, liebe Freunde, werden wir retten müssen, alle Tage unseres irdischen Lebens, und demaleinst als höchstes unserer Güter der Nachwelt überlassen! Hiermit ernenne ich unser schlichtes Gartenhäusl zur geheimen Residenz von Orplid und den Kandidaten Mörrike zu seinem Statthalter! Auf Grund der Ehre hat er bis zum Morgengrauen den Gründungstag des Reiches Orplid in stiller poetischer Versenkung hier in diesem Raum zu verbringen. Und nun Abmarsch in geschlossener Kolonne — der Bedell ist bestochen von mir, er läßt uns bis Mitternacht ins Stiftstor ein!"

Die Jünglinge reichten einander die Hand und marschierten lachend und plaudernd hinaus. Ihre Schritte verklangen auf den knirschenden Kieswegen des Gartens, die eiserne Pforte fiel mit einem kichernden Klack ins Schloß. Mörrike war allein. Im Windhauch flackerte das Kerzenlicht. Sie war fast niedergebrannt, und als Mörrike das angelehnte Fenster vollends aufstieß, verlosch sie ganz. Sein graues Silber goß der Mond über die Höhenzüge und Wälder. Neugierig blinkend schimmerte der ferne Wetterhahn des Tübinger Kirchleins den Sternen entgegen, und nun scholl herüber von der heimwärts wandernden Schar ein träumerisches Lied vom verlorenen Liebchen.

Wieder mußte Mörrike lächeln — diesmal freudig und dankbar. Baiblinger wußte gar nicht, welchen Dienst er ihm erwiesen, als er ihn hier in der schwingenden Nachtstille zurückgelassen und damit seine Heimkehr ins triste Stiftszimmer ausschaltete. Tinte und Feder lagen bereit, und so setzte sich der Kandidat ins Mondlicht am Fenster und malte mit seinen runden Schnörkeln ein neues Gedicht auf Papier...

Er blickte auf. Huschte dort nicht ein Schritt? Nein, er mußte sich geirrt haben! Doch ein neues Geräusch zwang ihn, nach der rückwärtigen Seite des Raumes zu blicken — eben verklang das Studentenlied im Städtchen. Durch die Tür des Gartenhauses trat eine schlanke Gestalt. Mörrike starrte sie verwirrt an — mein Gott, dachte er, es gibt doch keine Geister! Welche Sinnes-täuschung narret mich hier um Mitternacht! Doch Geisterschritte tänzeln nicht so schwebend hörbar über die Bohlen! Die Gestalt schritt ihm mit verklärtem Antlitz entgegen, die Augen schimmerten im Nachtglanz des Mondes wie zwei farbige Kristalle, doch sie schienen ihn nicht wahrzunehmen. Er trat beiseite, und der schwebende

Gang näherte sich dem Fenster. Dort blieb die Wandelnde stehen, breitete die weißen Arme dem Licht des Gestirns entgegen — eine schöne, in weichen Linien modellierte Statue aus einem Griechentempel. „Du bist Orplid, mein Land...“ schwang es wieder durch Mörrikes Seele. Er mußte sich wohl bewegt und einen Laut verursacht haben, denn nun wandte sich das Mädchen um, ihre Augen nahmen einen fragenden, gewahrenden Ausdruck an, und ihr Mund formte erschreckte Worte „Wo bin ich?“

Ihm dämmerte der Zusammenhang — hier irrte ein Mensch, von dunklen Mächten getrieben, in der Nacht dem fernen Glanz des Firmaments entgegen — eine Kranke, doch eine Göttin an Schönheit und Anmut, wie er jetzt erkannte.

„Orplid!“ flüsterte er willenlos.

Diese Silben schienen einen geheimen Zauber zu besitzen. Die Fremde folgte ihnen, bis sie vor ihm stand, tief und beseligt atmend. Sie ergriff seine Hand, führte ihn in den Lichtstreif des Mondes zurück, betrachtete seine Augen, als könne sie durch sie hindurch in die letzte Kammer seines Herzens blicken. Leicht lagen ihre länglichen Hände auf seinen Schultern, nun beugte sie den Kopf in sanftem Gewähren und sein Mund traf den ihren, ohne daß Mörrike wußte, es gewollt zu haben.

Lange standen sie in diesem Kuß umschlungen, umwoben vom Zauber des Mondes, umrahmt vom silbergrauen Bild der herbstlichen Nacht, die sanfter war, wie die mancher Frühlinge. „Peregrina“, sagte er beseligt, „ich habe dich gefunden...“

„Ich heiße Maria...“ antwortete sie aus überirdischer Abwesenheit.

„Das weiß ich nicht. Du heißt Peregrina — die Gestalt aller meiner Träume — die atmende, blühende Erfüllung meiner Sehnsüchte, die lebendige Verkörperung meiner zärtlichsten Poesien.“

Statt einer Antwort bot sie ihm ihren Mund — und als der Mond auf der Flucht vor dem dämmernden Morgen hinter den Hügeln versank, war sie bewegungslos in Schlaf gefallen. Sie lag in ihrem nachtblauen Kleid, mit dem undeutbaren, sehnsüchtigen Ausdruck über ihrem klar modellierten Antlitz reglos auf dem Kanapee. Alles schien versunken: die beseligende Krankheit, die sie ins Mondlicht und ins Gartenhaus des Landes Orplid gezogen hatte, die innige Begegnung mit dem Dichter. Nur ihr

leichter Atem lebte. Seine hauchende Flucht rührte und beglückte Mörke, wie ihn nichts bisher in seinem Leben beglückt hatte.

„Solche Stunde ist ein ganzes Leben, . . .“ fühlte er, und er küßte Peregrina auf die Stirn und ging hinaus in den Morgen, dem die späten Vögel des Landes ihr Gezirp entgegensandten.

*

„Ich will nicht nachprüfen . . .“ sagte der Professor am Morgen, „in welcher Spelunke der Kandidat Mörke diese Nacht verbummelt hat. Es mag dem Kandidaten zur Warnung dienen, wenn ich überhaupt den Fall erwähne, ohne ihn

höheren Orts gemeldet zu haben. Bei zukünftigen Verfehlungen werden Maßnahmen gestrengerer Art nicht vermieden werden . . .“

Kingsum die Kandidaten grinsten oder taten eifrig über ihren Büchern — nur Mörke hatte diese Worte überhaupt nicht vernommen. Draußen vor den Fenstern des Stifts schwelte die goldenste Herbstsonne, Weinlaub tanzte im Winde. „Peregrina“ rief sein Herz, und sein Geist formte schon die ersten Begebnisse seines Lebenswerkes, des „Maler Nolten“, das aus jener kleinen Beglückung nach und nach entstand und ewig zu den deutschen Büchern gehören wird.

Die ideale Frau.

Von Wilhelm Ludwig Felps.

Wer hat die Ehe erfunden? Ich weiß es nicht; aber wenn ich es wüßte, so würde ich seinen Namen vor den Entdeckern rein wissenschaftlicher Errungenschaften anführen. Ich sage bewußt: „seinen“ Namen, denn ich bin sicher, daß es ein Mann war. Keine Frau hätte an etwas Derartiges gedacht, und hätte sie es getan, so würde sie es sich zweimal überlegt haben, diesen Gedanken zu äußern. Die meisten Frauen können sich sehr gut ohne Ehemann helfen; eine Frau ist in ihrem tiefsten Innern unabhängig und selbstgenügsam wie eine Katze. Ein Junggeselle gleicht einem verlaufenen Hund. Selbst wenn er genügend Geld hat, um sich eine luxuriöse Wohnung einzurichten, ist diese Wohnung doch immer nur eine veredelte Hundehütte. Gewöhnlich kehrt er erst dann heim, wenn alle anderen Lokale geschlossen sind.

Der vollendetste Künstler unter allen Romanschriftstellern war der Russe Iwan Turgenjew. Er hatte die Genugtuung, noch bei Lebzeiten zu wissen, daß er unsterbliche Bücher geschrieben hatte, daß man seine Werke nie vergessen würde. Und was dachte er von alledem? Er war Junggeselle. Und er sagte, daß er seine ganze Kunst, alle seine Bücher und all seinen Ruhm hingeben würde, wenn es eine Frau auf der Erde gäbe, die besorgt wäre, wenn er zu spät zum Abendessen nach Hause käme.

Das Widerspruchsvolle der weiblichen Natur liegt darin, daß die Frauen gleichzeitig idealistischer und praktischer sind als ihre Männer. Sie können inspirieren und gleichmachen. Sie sind Gläubige in der Kirche, in Sinfoniekonzerten, in Galerien und in der Dichtung. Sie locken in hellere Welten und weisen den Weg dorthin. Und gleichzeitig lenken sie ihre Männer von unnützen

Aufregungen über kleinliche Dinge ab. Sie sind praktisch.

Wollten wir unsere Erkenntnisse über Gelingen oder Mißlingen der Ehe als „Institution“ ausschließlich aus den zeitgenössischen Romanen schöpfen, so müßten wir Pessimisten werden. Glückliche das Volk, das keine Geschichte hat. Glückliche die Ehe, in der es keine Neuigkeiten gibt. In unglücklichen Ehen gibt es immer „Neuigkeiten“, und darum werden sie in Sensationsblättern beschrieben und zum Gegenstand von Romanen gemacht. Wenn wir nur lesen würden statt zu beobachten, dann müßten wir bald zu der Überzeugung gelangen, daß das erste Jahr der Ehe das glücklichste ist; daß die in dieser Zeit noch wache Leidenschaft bald verlischt; daß Mann und Frau einander mit einer Gleichgültigkeit ansehen, die bis zur Verachtung herabsinkt. In Wirklichkeit sieht es ganz anders aus.

Als ich noch ein junger Mann war, heiratete einer meiner Freunde ein reizendes Mädchen; während der Hochzeitsreise wurde er von einer Krankheit niedergeworfen und starb nach wenigen Tagen. Als ich diese Geschichte einem viel älteren Manne erzählte, rief ich aus: „Kann man sich etwas Tragischeres denken als das?“ Zu meiner Überraschung antwortete er: „O ja — die beiden waren nur wenige Tage verheiratet. Es wäre viel tragischer gewesen, wenn die Ehe schon 25 Jahre gedauert hätte. Wirklich tragisch ist es, wenn man den Gefährten eines ganzen Lebens verliert.“ Und er hatte recht.

Die tiefe Bedeutung einer Liebe drückt sich nicht in leidenschaftlichen Ausrufen und wahn sinniger Anbetung aus; sie äußert sich in gelegentlichen Bemerkungen wie: „Du solltest doch deine Gummischuhe anziehen!“ oder in einer wirk-